

Predigt zur Aufführung „Der Kaufmann von Venedig / Die Fremden“
im Theater Münster
am 28. Januar 2018 in der Apostelkirche zu Münster
von Pfarrer Martin Mustroph

Leviticus 19,33-34: *„Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägypten.“*

Liebe Gemeinde,

gestern Holocaust-Gedenktag mit Kranzniederlegung und Bußgottesdienst – heute Predigtgottesdienst mit dem Kaufmann von Venedig, einem Theaterstück, in dem sämtliche Klischees, die der Antisemitismus hervorgebracht hat, trefflich bedient werden, so dass man Rolf Hochhuth zustimmen möchte, der schon vor Jahren forderte: *„Spielt das Stück nicht mehr!“*

Der Jude Shylock, ein geiziger und knallharter Geldverleiher, borgt dem Christen Antonio, einem gutmütigen und hilfsbereiter Kaufmann, 3000 Dukaten und verlangt, falls dieser den Kredit nicht fristgerecht zurückzahlen könne, ein Pfund Fleisch aus seinem Körper schneiden zu dürfen. Es kommt, wie es kommen muss: Antonio wird zahlungsunfähig, und Shylock besteht kompromisslos auf seinem Recht und setzt schon gnadenlos das Messer an. Er ist ja im Recht, und der Richter gesteht ihm das auch zu. Aber Recht haben und Recht bekommen sind nicht das Gleiche. Der Richter macht geltend: Das Fleisch stehe ihm zu, aber nicht das Blut. Und da er als Fremder einem Einheimischen nach dem Leben getrachtet habe, wird er nun bestraft: Shylock verliert die Hälfte seines Besitzes und muss sich taufen lassen. Damit hat das Drama sein Happy End. Man hat den blutrünstigen Juden aufs Kreuz gelegt. Die Welt ist wieder in Ordnung. Und man darf laut lachen. Wir sind ja in einer Komödie.

Es bleibt einem das Lachen im Halse stecken angesichts der Tragödie der Shoah, die aber eben keine Tragödie war, sondern systematisch geplanter Völkermord. Da ist ein solches Stück nur schwer erträglich, und ich denke auch an die Mahnung des Regisseurs Heinz Hilpert, man solle dieses Stück nur dann aufführen, wenn 40 Juden im Parkett sitzen und darüber lachen.

Ob 40 jüdische Zuschauer im Theater waren, als ich die Vorstellung sah, weiß ich nicht, wohl aber dass gelacht wurde: z. B. über einen tollpatschigen Prinzen aus Hannover, über eine Travestie-Showeinlage mit Hava Nagila, über Jessicas Teenie-Zimmer mit einem Berg voller Plüschaffen. Ja, es durfte gelacht werden, obwohl Münsters Inszenierung nicht der Versuchung erlegen ist, die wirklich oder vermeintlich antisemitischen Stellen des Stückes unter den Tisch fallen zu lassen und so zu tun, als ob es beim Konflikt der beiden Protagonisten um einen branchenüblichen Wirtschaftskrieg zwischen zwei Kapitalisten ging, oder um zwei gegensätzlich Menschentypen, dem Weltschmerz-Melancholiker Antonio und dem coolen Finanzjongleur Shylock – mit all diesen dramaturgischen Drehs könnte man ja das Stück salonfähig machen, - und das ist auch immer wieder geschehen.

Nein, da wird nichts glattgebügelt, da werden keine Kanten abgerundet. Da werden wir weiterhin diskutieren, ob Shakespeare selbst antisemitisch denkt oder aus einer Vorlage Stereotypen übernimmt, ob er Allgemein-Menschlich-allzu-Menschliches aufzeigten wollte, oder ob er antisemitische Ressentiments bewusst eingesetzt, uns bewusst zum Judenhass verführt, um uns zu überführen und uns so zum Nachdenken und Umdenken zu bringen. M.a.W.: Shakespeare ruft Antisemitismus hervor, um ihn zu bekämpfen.

Wie dem auch sei – ob wir versuchen, Shakespeare reinzuwaschen oder ihm etwas am Zeuge zu flicken – seine grandiose Art, Charaktere in all ihrer Zwiespältigkeit und Gebrochenheit darzustellen, lassen uns nicht loskommen von diesem Shylock - einer unsympathischen wie bemitleidenswerten Figur.

Denn Shakespeare zeigt uns deutlich: Kein Mensch fällt als Ekel vom Himmel, man wird dazu gemacht: Im Geschäftsleben ist die feine Gesellschaft Venedigs auf Shylock angewiesen, aber auf der Straße wird er als Jude gedemütigt und geschmäht, bespuckt und beleidigt, gehetzt und getreten. Wie soll er sich dagegen wehren? Wie so oft, wenn gegen Juden gehetzt wurde: *„Stets trug ich`s mit geduld`gem Achselzucken, denn Dulden ist das Erbteil unsres Stammes.“* Er schluckt. Aber es brodelt in ihm. Und wo die, die auf der sozialen Hühnerleiter ganz oben stehen, auf ihn verächtlich herabschauen, da tun`s die, die ganz unten stehen, ihnen gleich. Jetzt können sie sich auch mal über jemanden erheben. Schwer erträglich, wie auf der Bühne die beiden Unglücksraben Salarino und Solanio sich an Shylocks Qual über den Verlust seiner Tochter ergötzen, wie sie ihn gleich einem Ping-

Pong-Ball zwischen sich hin- und hertreiben, ihm keinen Ausweg lassen, ihm körperlich und seelisch zu nahe treten. Sie wollen ihn zur Weißglut treiben, den Juden.

Es sind nicht die großen Pogrome, die hier gezeigt werden, hier werden keine Synagogen angezündet und keine Juden erschlagen – noch nicht. Aber es wird mit dem Feuer gespielt. Ausgrenzen, mobben, sticheln – all das setzt eine Dynamik der Gewalt und dann des Grauens frei.

Der Journalist Georg Stefan Troller, der 1938 vor den Nazis aus Wien fliehen musste, wurde einmal gefragt, ob er sich noch erinnern könne, wann er den Nationalsozialismus im Alltag zum ersten Mal zu spüren bekommen habe. Er antwortete: „Es begann damit, dass die Gassenjungen mir, weil ich Jude war, die Mütze vom Kopf rissen und in einen hohen Baum warfen - und niemand half mir“. Dann sei der Ton rauer und unverschämter geworden. Man wird zum Fremden im eigenen Land.

Richtig, das ist 80 Jahre her, und was folgte, liegt über 70 Jahre zurück, aber *„der Schoß, aus dem dies kroch, ist fruchtbar noch.“* Und damit meine ich nicht die Schändung jüdischer Friedhöfe und Hakenkreuzschmierereien, ich denke auch nicht an Springerstiefel und Trommleraufmärsche. Der alltägliche Antisemitismus ist viel gefährlicher, wenn z.B. auf Schulhöfen „Du Jude“ wieder zu einem Schimpfwort wird. Da wird ein jüdischer Schüler wegen seiner Religion von muslimischen Klassenkameraden beschimpft und geschlagen, und die Lehrer nehmen das einfach so hin, und als sich die Eltern an die Öffentlichkeit wenden, hat die Schulleitung nur Angst um die Reputation der Schule, sieht aber keinen Anlass, sich mit Antisemitismus und Rassismus auseinanderzusetzen. Rabbiner in Berlin geben ihren Gemeindegliedern inzwischen den guten Rat, in bestimmten Stadtteilen keine Kippa zu tragen. Jüdische Einrichtungen stehen unter ständigem Polizeischutz und vor dem Brandenburger Tor brennt die Flagge Israels.

Wie den Rechtsextremismus könnten wir diese islamistischen Ausfälle weit von uns weisen. So sind wir nicht! Doch zeigt eine aktuelle Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung, wie der Antisemitismus von den Rändern die Mitte der Gesellschaft, also alle sozialen Schichten erreicht hat. Jeder 4. Deutsche stimmt der Aussage zu: *„Viele Juden versuchen, aus der Vergangenheit des 3. Reiches heute ihre Vorteile zu ziehen.“* Und gar 40% sagen: *„Bei der Politik, die Israel macht, kann ich gut verstehen, dass man etwas gegen Juden hat.“* – und denken sich bestimmt– in

bester Björn-Höcke-Manier - : „*Das wird man wohl doch noch sagen dürfen.*“

Im Kaufmann von Venedig eskaliert die Situation. Der gedemütigte Shylock sieht die Chance zur Rache. Und die will er sich nicht entgehen lassen. Er verlangt das berüchtigte Pfund Fleisch. Man hat ihn behandelt wie einen Hund – nun will er sich auch wie ein Hund benehmen und zubeißen und zerfleischen. Interessant: Die, die ihn zuvor einen jüdischen Satan genannt haben, erwarten von ihm nun, dass er sich wie ein christlicher Engel benehme. Die, die das hohe Lied der christlichen Gnade singen „*Gnade fällt vom Himmel wie ein sanfter Regen*“, aber gnadenlos mit ihm umspringen, erwarten nun von dem Gedemütigten, dass er auf sein Recht verzichte und Gnade vor Recht ergehen lasse. Aber der verweigert sich diesem Spiel, er verlässt die Opferrolle – und zwar gnadenlos.

Und auch der heutige Zuschauer ist entsetzt über diesen rachsüchtigen Blutsauger, und gleichzeitig über sich selbst erschrocken: „Kann ein Jude böse sein?“ – Auf der Bühne – nach 1945 – Darf der das? Was für alle anderen Gruppen, Religionen, Nationen, Hautfarben selbstverständlich gilt, nämlich dass es da Gute und Böse, Wohltäter und Schurken gibt, für Juden gilt das anscheinend nicht. Wir beurteilen sie nach anderen Maßstäben, nach denen des Opfers: ein Opfer hat demütig und dankbar, friedlich und freundlich zu sein. Ist die Welt auch um ihn herum feindselig und gemein, - wir erwarten: der Jude ist anders.

Vielleicht erinnert sich der eine oder die andere noch an die heftigen Diskussionen um das Stück von Rainer Werner Fassbinder „Die Stadt, der Müll und der Tod“, das in den 80-er Jahren in Frankfurt aufgeführt werden sollte. Es war die Zeit des Häuserkampfes. Hauptfigur in diesem Stück ist ein reicher jüdischer Spekulant, der alte Häuser aufkauft, um sie abzureißen, und seelenlose Wolkenkratzer baut, um damit ordentlich Profit zu machen. Gemünzt war das Ganze auf Ignatz Bubis, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde, dessen Vater und Geschwister im KZ umgekommen sind. Obwohl es viel mehr christliche und auch muslimische Immobilienhändler in Frankfurt gab, wurde nur der jüdische für wert befunden, als Symbolfigur eines gnadenlosen Kapitalismus und Spekulantentums herzuhalten.

Oder nehmen wir den Nahost-Konflikt. Das kleine Israel mit einer demokratisch gewählten Regierung und weitgehender Pressefreiheit ist umgeben von Ländern, die von Diktatoren, Autokraten, korrupten und

brutalen Regimen geführt werden, die die Menschenrechte mit Füßen treten, keine unabhängigen Gerichte kennen, Bomben auf die eigene Bevölkerung werfen, aber wer ist der heftigsten Kritik ausgesetzt? Sie ahnen es. Natürlich darf man die Politik Israels kritisieren, - und sie gibt hinreichend Anlass – nur: Warum muss gerade Israel besser sein als die anderen?

Wollen wir uns vielleicht Erleichterung verschaffen, indem wir das Opfer zum Täter erklären? Unvergessen bleibt der Satz des israelischen Psychoanalytikers Zwi Rex: *„Die Deutschen werden den Juden den Holocaust nie vergessen*

„Sündenbockmechanismus“ – eine uralte und allseits beliebte Methode, mit der eine Gruppe als Täter und Schuldige für alle möglichen Kalamitäten deklariert wird. *„Die Juden sind unser Unglück“* - dieser Satz des Historikers von Treitschke wurde später zur Parole des NS-blattes „Der Stürmer“.

So unverhohlen tritt man heute nicht mehr gegenüber Juden auf. Aber es finden sich ja andere, die sich trefflich als Sündenbock eignen: Da werden verheiratete Homosexuelle für das Aussterben der Deutschen verantwortlich gemacht und muslimische Flüchtlinge für den Untergang des Abendlandes.

In Münster haben wir ja noch vor wenigen Tagen beispielhaft erlebt, wie Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Antisemitismus Hand in Hand gehen. Da kritisiert Sharon Fehr, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde, einen Tweet, in dem die stellvertretende AfD-Vorsitzende Flüchtlinge als „barbarische, muslimische, gruppenvergewaltigende Männerhorden“ diffamiert. Und er erhält eine Antwort von einem Münsterschen Rats Herrn: *„Wahrscheinlich genießen Sie den schleichenden Verfall des Landes, das Sie verachten.“* Der Jude delectiert sich am Untergang eines Landes, zu dem er ja eigentlich auch gar nicht gehört. Der Jude als Parasit – auch ein beliebtes Bild aus dem „Stürmer“.

Die Ausgrenzung von Menschen hat viele Gesichter. Shakespeare zeigt das an allen Personen seines Stückes: Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Nationalismus, Klassenegoismus, Sexismus, Antisemitismus,Aber in allem zeigt sie doch das eine hässliche Gesicht: Dem anderen und der anderen wird die Menschenwürde abgesprochen. Das zeigt die Münstersche Inszenierung, die Shylocks berühmten Monolog mehrmals zu Gehör bringt:

Zu Herzen gehen die Worte des gedemütigten Juden:

„Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir`s euch auch darin gleich tun.“

Erschreckend, wenn der Prinz von Marokko, dem das Publikum entgegenbrüllt „Sprich gefälligst Deutsch“, in diese Worte hineinkriecht und voller Verzweiflung fragt: *„Hat nicht ein Moslem Augen? Hat nicht ein Moslem Hände, Gliedmaßen?“* Und schließlich macht sich Nerissa diese Worte zu Eigen: *„Hat nicht eine Frau Augen, Hände...?“* Und als zu guter Letzt noch ein *weißer, christlicher, heterosexueller Mann* diese Worte für sich reklamiert, ist die Pathetik dieser Worte verflogen, wir sind wieder in der Komödie angekommen, es darf gelacht werden –

Und dem Zuschauer dämmert es: Es lässt sich Vieles vergleichen, aber es ist nicht alles gleich. Man kann den Antisemitismus nicht einfach mit der Benachteiligung der Frau in einen Topf werfen. Das wäre eine unerträgliche Nivellierung und Verhöhnung der Opfer der Shoah.

Shakespeares Kaufmann von Venedig bleibt ein sperriges Stück, gibt zu denken, rüttelt auf, geht zu Herzen, verstört und versöhnt, - und der Zuschauer möchte einstimmen in die letzten Worte, die Shylock auf der Bühne spricht: *„Mir ist nicht wohl.“*

Ich habe den Eindruck, Regisseur Stefan Otteni ging es ähnlich, so dass er in einem grandiosen Kunstgriff Shakespeare um Shakespeare bereicherte und dem Stück Teile des kürzlich entdeckten Fragments „Die Fremden“ hinzufügte.

Da wird der Zuschauer hart und direkt angegangen, da bleibt nichts an Eindeutigkeit zu wünschen übrig: *„Stell Du dir vor, Du wärst fremd, Du müsstest unter barbarischen Menschen leben und ihren Hass und ihre Gewalt ertragen. Dich würde man treten wie einen Hund. Dir würde man keinen Platz auf dieser Erde gönnen. Wie ginge es Dir damit? Versetz Dich mal in den Außenseiter – und dann handle so, wie Du behandelt werden möchtest.“* Begegne ihm mit Anstand, lass ihn Solidarität spüren, verhilf ihm zu seinem Recht, denn auch er hat Rechte.

Nimm mal einen Perspektivwechsel ein: Der Volksmund sagt: *„Was du nicht willst, das man dir tu, das für auch keinem andern zu.“*

Jesus formuliert es positiv und radikaler: *„Alles, was ihr wollt, dass es euch die Leute tun, das tut ihnen auch.“*

Kant formuliert es komplizierte, aber das lassen wir jetzt mal.

Sich in den Fremden einfühlen – das ist der Ratschlag, den uns die Bibel für eine humane Welt gibt. Wir haben vorhin aus dem Buch Leviticus gehört: *„Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägypten.“*

Da wird dem Volk Israel gesagt: „Du weißt doch, wie das ist, aus Hunger und Armut in ein fremdes Land ziehen zu müssen und dann dort als Schmarotzer und Wirtschaftsflüchtling missachtet zu werden. Du weißt doch, wie sich das anfühlt, nur als billige Arbeitskraft geduldet zu werden. Ohne festen Aufenthaltsstatus, hin- und hergeschubst, ständig mit Ausweisung bedroht. Erinner dich an deine Zeit, die du als Sklave in Ägypten verbracht hast, und du wirst heute gnädiger mit den Fremden umgehen. Du kannst dich in sie hineinversetzen, mit ihnen fühlen. Denn du weißt, wie es ihnen um's Herz ist.“

Das wissen Menschen in unserer Stadt: Ich denke an die vielen, die ehrenamtlich Deutschkurse für Migranten erteilen, in Kleiderkammern arbeiten, Papierkram erledigen, Bürgschaften übernehmen, Fremde zu sich nach Hause einladen, und bei lausigem Wetter auf dem Prinzipalmarkt demonstrieren, wenn eine fremdenfeindliche Partei in unserem Rathaus, dem Ort des Westfälischen Friedens, zu einem Neujahrsempfang einlädt.

Empathie mit denen, die uns fremd sind, das steht uns Christen gut zu Gesicht – glauben wir doch an einen Gott, der selbst voller Empathie ist, so sehr dass er selbst Mensch geworden ist, und uns gerade in denen begegnet, die uns fremd sind.

Und wie wir vorhin im Evangelium (Matth. 25, 31-46) gehört haben, wird er uns eines Tages nach unserer Empathie fragen – vielleicht so:

„Ich bin aus dem Bürgerkrieg geflohen, und ihr habt mir Asyl gewährt und mich zur Ruhe kommen lassen.

Ich bin schwul, und ihr habt mir das Recht auf Ehe und Familie zugestanden.

Ich komme aus einem Land, in dem Hunger und Elend herrschen, und

ihr habt eure Grenze geöffnet und mich aufgenommen.

Ich bin eine Muslima, und ihr habt mich mit Achtung und Respekt
angenommen.

Ich bin ein Jude, und ihr seid mir als Bruder und Schwester begegnet.“

Liebe Gemeinde, der Kaufmann von Venedig macht es uns nicht leicht –
gerade heute nicht. Und doch: Spielt das Stück – nicht immer, aber
immer mal wieder, und immer wieder neu.

Amen